

Merseburger Correspondent.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Bezugspreis: Vierteljährlich 1,20 M. bezgl. 1,50 M. einschließlich Bringerlohn; durch die Post bezogen vierteljährlich 1,62 M. einschl. Postgeld. Einzelnummer 10 Pf. Fernsprecher Nr. 324.

Gratisbeilagen:
Illustriertes Unterhaltungsblatt
Landwirtsch. u. Handelsbeilage
Wissenschaftliches Monatsblatt
Botterzeitschrift — Kurztitel

Anzeigenpreis: Für die einseitige Zeile oder deren Raum 20 Pf., in Reklamenteil 40 Pf., Chiffrenanzeigen und Nachweisungen 20 Pf. mehr. Platzvorschrift ohne Verbindlichkeit. Schluss der Anzeigenannahme: 9 Uhr vormittags. — Geschäftsstelle: Delgrube 9. — D

Nr. 19.

Sonntag den 23. Januar 1916.

42. Jahrg.

Der König von Bayern an der Westfront. — Ausdehnung der Seerespflicht in Oesterreich-Ungarn.

Italiens Rock und Hemd. — Die strategischen Folgen der Niederwerfung Montenegros.

C. Die Entschliebung der montenegrinischen Regierung zur Erreichung eines Separatfriedens war jedenfalls erst dann zur Reife gelangt, nachdem König Nikita und der Thronerbe sich in Rom davon überzeugt hatten, daß von Italien militärische Unterstützung nicht zu erwarten war. Das Zukunftsgericht der Cernagorzen dient in erster Linie der Erhöhung der Machtstellung Oesterreich-Ungarns in der Adria, welches nicht unterlassen wird, sich so viel von dem montenegrinischen Areal zu Gemüte zu ziehen, als notwendig ist, um der östlichen Bedrohung seines herrlichen Hafens Cattaro, wie sie vom stark besetzten Bergpaß des Lovcen aus geschah ein Ende zu machen. Aus dem Umstande, daß Italien trotz seiner Bündnisse Rücksicht auf das Ansehen der Herrschaft seines Nebenbuhlers in diesem Meere und trotz seiner schon alten Versprechungen, daß die Saaburgische Monarchie zu solchem Zwecke die Erwerbung montenegrinischer und nordbalkanischer Küstengebiete plane, den Schwiegervater des Königs Viktor Emanuel im Stiche gelassen hat, läßt sich ein recht interessanter Schluß ziehen. Die Einladung zur Hilfeleistung in Ägypten, Kleinasien, Gallipoli und Saloniki lehnte die römische Regierung mit dem Hinweis, daß das Gelingen dieser Unternehmungen teils aussichtslos sei, teils durch die Macht der Verbündeten allein schon gesichert werden könne, sowie darauf ab, daß die italienische Armee nach Möglichkeit im eigenen Lande verbleiben müsse, um einen Einbruch des an der Grenze stehenden starken Feindes zu verhindern. Die offiziöse römische Presse flüchtete zum besseren Verständnis diese Stellungnahme in die Worte: „Nun ist das Hemd näher als der Rock.“ Diese Begründung oder Entschuldigung der Nichtbeteiligung Italiens an den abenteuerlichen und sonstigen Aktionen der Entente war sicherlich plausibel. Bezüglich Montenegros paßte sie jedoch ganz und gar nicht, denn hier kam nicht der Rock, sondern das Hemd Italiens in Gefahr, namentlich in dem Maße, daß das Mißtrauen der italienischen Staatsmänner und Politiker gegen die erwähnten Absichten der Wiener Staatslenker guten Grund haben sollte.

Daß man den Montenegrinern trotzdem und trotz aller Hilferufe nicht besprang, läßt sich nur dadurch erklären, daß der Widerstand, welchen die kriegsmüde Cadornache Offensiv am Fuße der Alpen und am Isonzo gefunden, der italienischen Seeresleistung und Regierung in solchem Maße imponiert hat, daß sie nicht mehr wagen, erhebliche Streitkräfte außer Landes zu schicken, selbst wenn es sich um die Wahrung der Machtstellung innig berührender Interessen handelt.

Darin liegt zweifellos auch der Hauptgrund der harmächtigen Abstandsnahme von einer Beteiligung an den sonstigen Kämpfen der Verbündeten. Die Vermeidung dieser vorpflichtigen und ablehnenden Haltung drängt sich übrigens jedem auf, der die ungeheuren Verluste an Toten und Verwundeten in Betracht zieht, welche die italienische Armee bisher erlitten hat, und bedenkt, daß sich dieselben für die ganze Dauer des Krieges fortsetzen werden.

In den letzten Tagen hat eine Zeitungsmeldung auf, wonach sich Italien doch entschlossen habe, größere Truppenmassen nach Albanien zu schicken. Wenn

letzteres sich bewahrheitete, so möchte man vermuten, daß der Plan bestünde, von Süden her die Oesterreicher anzugreifen und aus Montenegro hinauszutreiben, was jedoch kaum denkbar ist, nachdem Nikita um Friedensverhandlungen gebeten hat. Die Annahme, daß er dies zu dem Zwecke getan habe, um dem Transport italienischer Dulse Zeit zu verschaffen, wäre geradezu absurd. Es wäre eine famose Strategie: zu einer Aktion erst dann zu schreiten, nachdem man den letzten Verbündeten, der dabei zu haben war, hat zugrunde gehen lassen. Sie hätte jedoch einen herrlichen Präzedenzfall in dem Verhalten der Entente, welches schließlich zum Saloniki-Unternehmen führte.

Die Niederwerfung Montenegros hat aber nicht nur Oesterreich-Ungarns Interessen gefördert, sondern auch die Gesamtlage zugunsten der Mittelmächte erheblich verbessert. Denn ein größerer Teil der Streitkräfte, welche bisher in den Schwarzen Bergen kämpfte, wird nun bald zu anderweitiger Verwendung frei gemacht sein. Ist es in Albanien oder bei Saloniki oder sonstwo.

Der Weltkrieg. Zum Balkan-Kriegschauplatz. Zur Kapitulation Montenegros.

Hi Nikita doch „umgefallen“?

Bezüglich des Abbruchs der Friedensverhandlungen durch Montenegro liegt ein amtliches Dementi in bindender Form auch heute noch nicht vor. Unterdessen kommen weitere Meldungen über einen „Anfall“ des Königs von Montenegro.

Die „Dra Nazionale“ will aus San Giovanni di Medua telegraphisch erfahren haben, der unerwartete Handstreich Montenegros sei auf die Ankunft serbischer Truppen aus Sutari unter dem Oberbefehl des Generals Martinowitsch zurückzuführen. Dieser sei der Führer der antioesterreichischen Strömung und habe den König Nikita gezwungen, den Kurs zu ändern.

Londner Mütter melden; Nikits Sonderfriede erregte große Unzufriedenheit in seinem Heere. General Martinowitsch übernahm die Führung der Unzufriedenen, die weiterkämpfen wollen und, falls dies nicht mehr unter eigener Fahne möglich sei, in den serbischen Reihen den Kampf wieder aufzunehmen wünschen.

Der „Köln. Volkszt.“ zufolge sind die italienischen Nachrichten über die Zurückziehung aller Angehöriger des Königs Nikita mindestens stark übertrieben. Nichts ist, das in den Verhandlungen Störungen eingetreten wären, sowie ein Teil der montenegrinischen Armee sich weigerte, die Waffen niederzuliegen. Die Friedensverhandlungen gehen aber weiter.

Die Entsaftung Montenegros schreitet langsam fort. Während ein Teil der montenegrinischen Truppen die Ausrüstung der Waffen bekommen hat, scheint ein anderer Teil der Montenegro von der Notwendigkeit der Kapitulation noch nicht vollkommen überzeugt zu sein. Doch sie trachten, sich dem Gebot der Ablieferung der Waffen zu entziehen, zumal die Waffen ihnen zugleich Schmuckstücke ihrer Würde und oft genug fast ihr einziger Besitz sind, liegt in der Gegenwart dieses Volkes. So wird die allgemeine Durchführung der Entsaftung nicht zuletzt auch wegen der im Winter besonders schwierigen Verhältnisse wohl noch einige Zeit in Anspruch nehmen.

Aus Bukarest wird gemeldet, daß

König Nikita eine Denkschrift verfaßt hat, in der er die Gründe anführt, die ihn zur Waffenentziehung veranlaßt haben. Die Schrift, die heftige Anklagen gegen

den Biververband enthält, soll vor allem den Verdacht des Betrugs von vornherein entkräften und ist vornehmlich zum Privatgebrauch der Mitglieder des königlichen Hauses bestimmt.

Neuter meldet aus Rom: Der montenegrinische Ministerpräsident gab der Hoffnung Ausdruck, daß das tragische Ende Montenegros die Bäterer zum Schweigen bringen werde, die behaupten, daß Montenegro schon längere Zeit mit Oesterreich heimlich verhandelt habe.

Die montenegrinischen Damen nach Lyon.

Die „Agenzia Stefani“ meldet, daß der König und die Königin von Italien die Königin von Montenegro und die beiden montenegrinischen Prinzessinnen bei ihrem Antritt in Rom auf dem Bahnhof empfangen haben und auch zur Verabschiedung erschienen waren. Königin Helena gab den montenegrinischen Damen auf ihrer Fahrt nach Lyon eine Strecke weit das Geleit.

Ins Wasser gefallene italienische Hilfe.

Der „Secolo“ erzählt, daß Ende 1914, als vor der italienischen Kriegserklärung an Oesterreich in Italien der Plan bestünde, Montenegro mit 20 000 Mann italienischer Truppen zu besetzen. Es hatten sich bereits 10 000 Mann in die Armee gemeldet. Sie sollten sich in Frankreich sammeln und von da mittels französischer und englischer Schiffe nach Antivari gebracht werden. Sie sollten den linken Flügel des montenegrinischen Heeres bilden und Cattaro von der Landseite aus angreifen. Derselbe wichtige Personalfaktor aus dem Heere und der Flotte diesen Plan unterstützen, der schließlich Montenegro gerettet haben würde und vielleicht auch dem ganzen Balkanfeldzug eine andere Wendung hätte geben können, scheiterten die weiteren diesbezüglichen Unterhandlungen an dem Willen Italiens, neutral zu bleiben zu wollen.

Der neue Kampfplatz an der griechischen Grenze.

Griechenlands Protest und neue Truppenlandungen.

Der Sofioter „As Giti“ Berichterstatler teilte eine Athener Meldung mit, wonach der griechische Minister des Äußeren gegen die Landung in Rhaleroon bei dem englischen und französischen Gesandten protestierte. Er erklärte, daß, wenn die gelandeten Truppen binnen sechs Stunden nicht zurückgezogen würden, die griechische Armee den Befehl erhalten werde, bewaffnet aufzutreten. Nach dieser Mitteilung hielten die beiden Gesandten eine Konferenz ab und beschloßen die Zurücksendung der gelandeten Truppen. Der Wiedereinschiffung durchsuchten die Engländer und Franzosen den Hafen, um sich zu überzeugen, ob ein Stützpunkt für Unterseeboote vorhanden sei. Der Abzug der englischen und französischen Truppen ist für Griechenland noch keine genügende Garantie, da es befürchtet, daß sich solche Fälle wiederholen und das Ansehen Griechenlands vernichten. Deshalb fordert Griechenland von England und Frankreich eine Auserkung über ihre künftigen Handlungen. Angeblich will die Regierung auch die Garantie fordern, daß die Entente außer Saloniki keinen anderen Hafen mit Befehlsgelände und das Kriegsgeschick nicht auf das Innere des Landes ausdehnt.

Aus Athen wird nach der „Frankfurter Zeitung“ von Reuters Bureau gemeldet, daß die Truppen der Verbündeten auf Athene gelandet sind.

Eine Unterredung von größter Wichtigkeit?

Der französische und der englische Gesandte haben gestern mit dem Ministerpräsidenten Studis eine lange Unterredung gehabt, der die Abendblätter große Wichtigkeit zuschreiben.

Die Lage in Rumänien.

Des Großfürsten Boris vergebliche Mission.

Der „Belier Globe“ erzählt aus Bukarest: Der russische Großfürst Boris habe, wie man jetzt erfährt, nichtis erreicht, was er auch in Rumänien anstrebt. Allerdings gab es in der russischen Gefandtschaft einige Hoffentlichkeitsbesuche, aber der König, kurzzeit auf der Jagd,

Große landwirtschaftliche Inventar = Auktion

am
Dienstag den 25. Januar, vormittags 10 $\frac{1}{2}$ Uhr
in Pösnitz bei Laucha a. U.
(Bahnhofstation Laucha a. U.) Gut Nr. 11.

Folgendes lebende und tote Inventar soll meistbietend gegen Barzahlung verkauft werden:

zwei Arbeitspferde, fünf Kühe, vier Stück Jung-Vieh, fünf fette Schweine, vier Läuferfische, ein Leiterwagen, zwei Ackerwagen, ein Kutschwagen (Hinterlader), ein Pflüchler, eine Mähmaschine, eine Häckselmaschine, eine Drillmaschine, eine Reinigungsmaschine, eine Rübenschnitzmaschine, eine Zentrifuge, ein Schlepphaken, ein Kartoffeldämpfer, ein Pflug, ein Dreifachpflug, eine Walze (dreiteilig), ein Wacker, ein Krümmer, eine Gräbber, eine Ackerflehbe, ein Heulpflug, eine Jauchpumpe, ein Jauchsaß, ein Sadheber, eine Gattarre, eine Wagenwinde, eine Dezimalwaage mit Gewicht, ein Schleifstein, ein Mehlkasten (groß), zwei Planen, verschiedene Pferdegeschirre, zwei Kutschgeschirre, ein Sattel, Pferdebedecken, Getreide- und Kartoffelsäcke, Futtermittel, Heu, Stroh und Spreu und noch viele verschiedene landwirtschaftliche Gegenstände.

Der Besitzer.

Kgl. Domgymnasium

Unsere

Feier des Geburtstages S. M. des Kaisers

findet Mittwoch den 26. Januar 5 $\frac{1}{2}$ Uhr in der Aula statt.

Das Lehrer-Kollegium.

Wir suchen

zum sofortigen Antritt einige tüchtige, selbständig arbeitende

Installations- Monteure

nicht unter 20 Jahre alt, für elektrische Licht- und Kraftanlagen

zu hohen Anforderungen.

Zu melden in den Vormittagsstunden bei der
Elektrischen Weberlandzentrale, Saalkreis - Bitterfeld
e. O. m. B. in Halle a. S., Magdeburgerstr. 671.

Wir suchen

zum sofortigen Eintritt eine Anzahl tüchtige, selbständig arbeitende

Freileitungsmonteure

nicht unter 20 Jahre alt, für Arbeiten an Hochspannungsleitungen

und Drivnegebau, zu hohen Lohn- oder Akkordlöhnen.

Zu melden in den Vormittagsstunden bei der
Elektrischen Weberlandzentrale, Saalkreis - Bitterfeld
e. O. m. B. in Halle a. S., Magdeburgerstr. 671.

Unübertroffen

billig

und noch in reicher Auswahl vorrätig

∴ Damen-Mäntel ∴

in schwarzen Eskimo- und Flauchstoffen

jetzt 40.— 35.— 28.— 20.— 15.—

in einfarbigen und karierten warmen Stoffen

jetzt: 38.— 25.— 20.— 15.— 11.—

∴ Damen-Kostüme ∴

marine und schwarz aus guten Kammgarn-Stoffen

jetzt: 60.— 45.— 35.—

∴ farbige Kostüme ∴

jetzt: 40.— 25.— 15.—

Damen-Röcke, Blusen in Seide u. Wolle, Morgenröcke —
Golfjacken, Kinder-Mäntel und -Kleider
zu sehr billigen Preisen

Otto Dobkowitz, Merseburg

Ausverkauf

Wegen Todesfalls des Inhabers des Juwelier-
Geschäftes in Firma

Oswald Hoffberg

zu Merseburg, Burgstraße 10 sollen die Bestände an
Gold-, Silber- und Alfenidwaren pp. im
Einzelnen unter sachverständiger Leitung im Wege
des Ausverkaufs unter den Einkaufs-
preisen verkauft werden.

Es bietet sich somit dem geehrten Publikum
von Merseburg und Umgebung eine günstige Gelegen-
heit, solide Waren billig zu erwerben.

Auch große Auswahl in Konfirmations-
Geschenken.

Der Ausverkauf findet vom 15. Februar bis
1. März d. J. morgens von 10 Uhr bis abends 8 Uhr,
Sonntags in den Geschäftsstunden statt.

Merseburg, im Januar 1916.

Karl Hoffberg'sche Erben.

Kriegswaisenversicherung und Kriegspatenschaft!

Vermittlung und nähere Auskunft Dienstags und
Freitags vormittags zwischen 11 und 12 Uhr in
unserem Vereinsbureau Sennertstraße 1.
Vaterländischer Frauenverein Merseburg-Stadt.

Frauen und Mädchen verdienen mit unseren
Vandarketten bis 30 Pf.,
die Stunde. Prospekt und Arbeitsmuster gegen 40 Pf. (Marken)
M. Schubarth, Leipzig-A. Riebeckstr. 7a.

Osthelmer Sauerkirschbäume

in Hoch- und Halbstämmen, sowie

Spalter- u. Buschform, empfiehlt

R. Rockendorf,
Gärtnerei, Holandtsstraße 20.

Karbid

gute Qualität, empfiehlt

zu billigen Preisen
Carl Höser, Markt 8.

Glücks eine Befolge.

Brennholz-Auktion
 Mittwoch den 26. Januar,
 10 Uhr vormittags,
 folgen
 50 Haufen starkes Holz
 verkauft werden.
 Gutsverwaltung Werder-Merseburg.

Militär-Artikel

Normal-Henden, Weinfelder und Jaden, Zungen-schaber, Leibwärmer, Knie-wärmer, Geden, Fußschalen, Fingerringe (aus wasser-dicht), Kniefänger, Hals-schals, Handschuhe, Wisch-wärmer, Taschentücher, Dolzentäger etc.

Große Auswahl in
Strickwaren,
 auch für 1 Wfd.-Bauteile
 geeignet

H. Hengel,
 Beigrabe 29,
 Woll- u. Weißwarengeschäft.

Unseren Kriegern
 nächst warme Kleidung nicht,
 wenn sie durchnässt ist. Als
 absolut wasserdicht empfehle
 ich:

Umhang	Mk. 14,-, 16,-, 20,-
Wanlet	Mk. 16,-, 20,-, 24,-
Jacke	Mk. 10,50, 12,50
Weste mit Armeel.	Mk. 8,50
Hose zum Überziehen	Mk. 8,50
Knie-schützer	Mk. 2,25
Gaube	Mk. 2,-

Als Windpaket zu verwenden.

Lederweste mit warmem Futter
 (viele Anfertigungen)
 Mk. 28,-, Mk. 32,-, Mk. 38,-

Feldgraue Weste
 aus Zellulosestoff, warm gefüttert,
 zum Schutz gegen Wind u. Wetter.
 Mk. 9,50

Ernst Rulfes,
 Gartenplan 4. Fernruf 421

Jeder
 unserer
tapferen Feldgrauen

kann sich im Schlachtfeld
 ohne besonderen Kocher das
 Essen wärmen, Kaffee und
 sonstige Getränke kochen mit

Feldbriketts „Vesuv“

Ein Würfel gibt es 10 Min.
 eine grosse Flamme mit starker
 Heizkraft. Feldbriketts können
 lose in der Tasche getragen
 werden, sind absolut nicht
 feuergefährlich, unempfindlich
 gegen Nässe u. verdunsten nicht.

Alleinverkauf für Merseburg
 und Umgegend:

Otto Bretschneider,
 Kiseow-Handl.

Gegen Husten und Heiserkeit
 empfehle:

Kola-Käuflich-Husten- und
 Mineral-Brust-Karamellen,
 Eukalyptus-, Menthol-, Honig-
 und Malzbonbons.

Freisch eingetroffen:

David's Nignonherzen, Makronen,
 Butter- und Schokoladen-Kakes.

Martha Hoffmann,
 Schokoladengeschäft,
 11 Gothardstrasse Nr. 12.

Marie Bahn
Emil Flügel
 Verlobte

Merseburg, a. St. Gennith-Dünaburg
 Januar 1916.



Unser geliebter einziger Sohn und
 Bruder, mein lieber Freund, Kriegs-
 freiwilliger im Füsilier-Regiment Nr. 73

Adolf Claub

hat am 16. Januar 1916 in treuer Pflicht-
 erfüllung sein Leben für das Vaterland
 hingeben müssen.

Merseburg, den 22. Januar 1916.

Vermessungsassistent Claub und Frau geb. Schulze,
 Margarete, Wanda und Charlotte Claub,
 Margarete Zinsly.

Von Beileidsbesuchen bitten wir
 abzusehen.

Nachruf.

Der am 15. Januar 1916 plötzlich erfolgte
 Heimgang

des Lehrers und Kantors

Herrn Hermann Agthe

hat unserem Verein einen schmerzlichen Ver-
 lust zugefügt und alle Vereinsmitglieder in
 tiefe Trauer versetzt. Als Mitbegründer unseres
 Gesang-Vereins hat der so früh Vollendete
 nahezu 9 Jahre seines Amtes als Dirigent mit
 grosser Treue gewaltet und sich dadurch aller
 Liebe und Dankbarkeit in hohem Grade erworben.

Wir bewahren ihm allezeit ein aufrichtiges
 und treues Gedenken.

Der Gesangverein Ober-Kriegstedt.

Achtung!

Bahle für alte
wollene Stumpfabfälle
 Kilo 1,80 Mk., für Lumpen und
 Metalle höchste Preise.
Neuzeit-Abfälle Kilo 85 Pf.
 Frau Irmisch, Johannisstr. 16, pl.

Bilder-Steinlager
Albert Junge, Schmale Str. 11

Glanzstrümpfe
 Ia. Qualität, für Hänge-
 licht a. Std. 50 Pf.,
 empfiehlt Carl Höfer,
 Infanteriegeschütz,
 Markt 8

Sonntag den 23. Januar feiert
 ein Transport sehr
 schöner
 hochtragender
**Rühe und
 Kalben,**
 sowie sehr schöner,
 junger
Kühe
 mit Kälbern,
 zum Verkauf bei
Reinhold Geller,
 Bahnhof Gorbetha.

Verein für Feuerbestattung für Merseburg u. Umgegend e. V.

Haupt-Versammlung
 am Sonntag den 29. Januar 1916 abends
 8 1/2 Uhr im Ratskeller. Tagesordnung:

1. Jahresbericht.
2. Rollenbericht.
3. Neuwahlen des Vorstandes.
4. Anträge und Beschlüsse.

Um recht zahlreiche Beteiligung wird gebeten.
 Der Vorstand. J. H. Dr. H. Löhr.



Verein für Heimatkunde
 e. V.

Montag den 24. Januar,
 abends 8 1/2 Uhr,
Versammlung
 im „Herosch-Schiffbau“.

1. Vortrag des Gymnasial-Oberlehrers Kaminski über „Streifzüge durch die neuere deutsche Literatur“.
2. Sektionsänderung. Wir machen die Mitglieder darauf aufmerksam, dass diese Veränderung ohne Rücksicht auf die Besetzung der Ämter beschlussfähig ist. Gäfte willkommen. Der Vorstand.

Das Heimatmuseum bleibt bis Ende März geschlossen.

Preuß. Beamtenverein.

Dienstag den 26. Januar d. J.,
 abends 7 1/2 Uhr, in der neuen
 städtischen Turnhalle (Wilhelmstr.)
„Vaterländ. Abend“
 bestehend in Ansprachen, musikalischen und deklamatorischen Vorträgen unter gütiger Mitwirkung namhafter auswärtiger Kräfte.
 Der Vorstand.



Vom Preussischen Beamten
 Verein sind unsere Mitglieder zum
Vaterländisch. Abend
 am 25. d. M., abends 7 1/2 Uhr, in
 der Turnhalle Wilhelmstr. ein-
 geladen worden.
 Zahlreiche Beteiligung er-
 wünscht.
 Der Vorstand.

Ev. Arbeiter-Verein, E. V.

Sonntag den 23. d. M., abends
 8 Uhr, im Restaurant „Zur guten
 Quelle“ Vorfeier des Geburts-
 tages Sr. Maj. des Kaisers
**Vortrag des Herrn Sup.
 Prof. Bithorn.**

Unsere werthen Mitglieder, so-
 wie die des Arbeiterinnen-Vereins
 werden gebeten, zahlreich zu
 erscheinen. Giebelbücher bitten
 wir mitzubringen.
 Der Vorstand.



Die diesjährige 1. Quartalsjahrs-
 versammlung findet am Sonntag
 den 23. Januar, nachmittags 4
 Uhr, im „Liedl“ statt.
 Das Direktorium.

**Angenehmer
 Ausflugsort.
 Schkopau**
**Deutscher Kaiser.
 Unterhaltungsmusik.**

Ergebenst E. Berger.

Einen Lehrling
 sucht zu Otern 1916
Konrad Will,
 Barbier- und Friseur-Geschäft,
 an der Dösel Nr. 4.

Jugendkompanie 361

Sonntag: 2,30 nachm. Auftreten
 im Kaiserhof zu einer be-
 sonderen Leistung: Winter-
 Klebbonnen und Bioriere
 erlösen ohne Geräte, Spiel-
 leute mit Instrumenten; voll-
 ständige Geschehen dringend
 erforderlich.

Mittwoch: 8,20 abends Vortrag
 des Herrn Dr. Laube über
 Die Hohenzollern und ihr
 Werk in der Turnhalle
 Wilhelmstrasse.

Donnerstag den 27. Januar, 8 1/2
 Uhr vormittags, Auftreten auf
 dem Kulandspalast zum ge-
 meinsamen Kirchengang.
 Das Kommando.

Männerverein der Altenburg.

Dienstag den 26. Januar,
 abends 8 Uhr, im „Vergleichs-“
 (Unter-Altenburg 23)
„Vom Segen des Krieges“.
 Einleitender Vortrag von Pastor
 Delius. Gäfte willkommen.
 Der Vorstand.

Geb. 17 jähr. Mädchen, welches
 Handelslehrantalt besucht hat, 8
 sucht Anstellung i. Büro od. Kontor.
 Offerten u. D B 100 an die
 Exped. d. Bl. erbeten.

**Wichtige
 Revolverdreher
 und
 Feinmechaniker**
 suchen
Körting & Mathiesen,
 A.-G.,
 Beuthsch-Beipzig.

**Lehrling
 für die Maschinen**
 sucht zu Otern
Gutenberg-Druckerei
 Woldemar Hellig,
 Merseburg, Gartenplan 3.

Tischlerlehrling
 sucht Otern
Hermann Scholz,
 Tischlermeister, Breite Str. 10.

Schreibmaschinenlehrling
 kann Otern d. J. noch eingekleidet
 werden in der Buchdruckerei von
Th. Rössner.

**Tischler- und
 Schlosserlehrlingen**
 für Otern/Ilmsa sucht die
Samariterherberge Horburg
 Bezirk Halla.

**1 Tischlergesellen
 und 1 Lehrling**
 stellt ein
W. Reinecke, Unt.-Altenb.

Ein Lehrling
 kann sofort oder Otern eintreten.
W. Wittenbecher,
 Gabelsgrünner, Neumarktstr. 1.

Ein ordentlicher Junge
 welcher Lust hat Örtner zu wer-
 den, findet Otern unter sehr gün-
 stigen Bedingungen Aufnahme.
Okto Sisse, Gabelsgrünneri,
 Bahla a. Saale.

Näheres in der „Reichstrone“ hier.
 Suche eine saubere fleißige
Arbeitsfrau
 für den ganzen Tag
Gärtnerei Krause.

Aufwartung gesucht.
 Zu erfragen **Am Bahnhof 311.**
 Südo, ank. Mädchen sofort
 als Aufwartung gesucht.
 Zu erfragen bei
Frau Voigt, Markt 29.

Die letzten herzlichsten Grüße
 sendet von Flandern
Obermarose Wisemann.
 Auf Wiedersehen!



Beilage zum „Merseburger Correspondent“.

Zu unseres Kaisers Geburtstag.

Es geht ein herrlicher Ruf durchs Land:
 Heraus mit den deutschen Fahnen!
 Lobt hoch sie wehen an Strand und Sand
 Getreu dem Brauche der Ahnen!
 Lobt hoch sie flattern von Fels und Dadi
 Auf das sie rütteln die Herzen wach
 Zur Kaiserhuld'gung aufs Neu!

Hurra dem Kaiser! Kein schöneres Wort
 Als dieses gibt es zu wahren;
 Hurra dem Kaiser! Das ist der Hort,
 Um den wir uns immer scharen.
 Hurra dem Kaiser! Kein deutsches Herz
 Mag aitem nur mit verfallen,
 Sei's in der Heimat, sei's anderwärts
 Jubelnd den Kaiser zu grüßen.

Denn wo heut immer ein deutsches Wort
 Entströmt begeistert dem Munde,
 Dort trägt es stolz das Gelübde fort
 Der Treue zum allen Bunde;
 Zum Bunde, der über das Erbe wacht,
 Von Vatern uns übergeben.
 Für unsern Kaiser und seine Macht
 Das letzte Gut und das Leben!

So wollen wir's halten jederzeit
 In frohen und ernsten Tagen,
 So lange über die Erde weilt
 Treudeutsche Herzen noch schlagen:

So lange zwischhernd die Schwalbe trägt
 Zum Nests noch deutsche Reiser,
 So lange soll's tönen frohbewegt:
 Hurra, hurra unserm Kaiser!

Franz Neubaut.

Der Bursche des Prinzen Alexander.

(Fortsetzung.)

Roman von Victor Selling.

(Nachdruck verboten.)

„Was heißt das?“ fragte Friedrich Bregel. „Unser Wilhelm soll ein tüchtiger Geschäftsmann werden — es handelt sich um einen Versuch. Glück er nicht, so soll unser Wilhelm ein Handwerk erlernen. Als Geschäftsmann hat aber Herr Gerstenberger seinen wohlbegründeten Ruf, und ich bin durchaus nicht engherzig, weil er ein Jude ist. Ich habe gegen die Juden gar nichts, wenn es sich um intelligente und ehrliche Leute handelt.“

„Den Gerstenberger kennt man ja auch,“ sagte der alte Andresen. „Ich würde meinen Hugo ohne weiteres zu ihm gegeben haben. Aber der Junge will nun durchaus studieren.“

„Jedem das Seine!“ meinte der Postmeister. „Und ihrem Gustav?“ fragte Friedrich Bregel.

Der Postmeister knurrte. „Dem fehlt nichts. Der ist mit Peterjens in Geestemünde. Lange Briefe

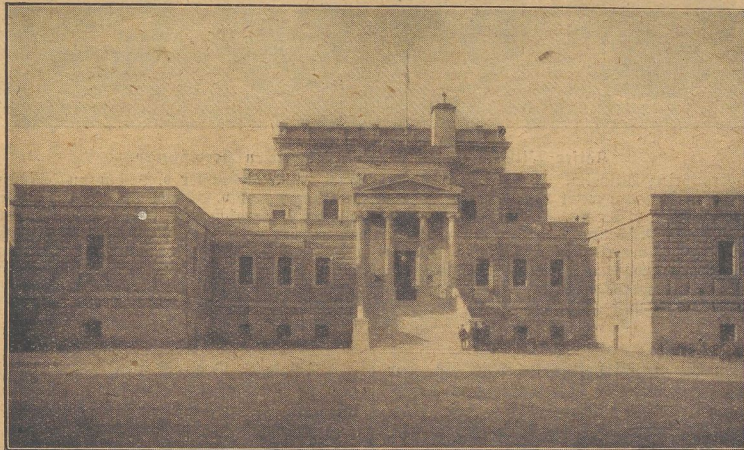
schreibt er nicht.“ — „Und Olga fühlt sich auch bei meinem Schwager wohl,“ setzte Vater Andresen hinzu. „Sie ist dort sehr wohl aufgenommen worden.“

Friedrich Bregel hüstelte. Hoffentlich, dachte er im stillen, bringen die Verwandten das Mädchen von ihrem Vorhaben ab, zur Bühne zu gehen.

Das ist der Verderb. „Ich kenne Berlin,“ setzte er laut hinzu. „In geordneten Verhältnissen vermag man sich in Berlin sehr wohl fühlen. Berlin, ist wie ein Flußbett.“

Um die Lippen des Postmeisters spielte ein ironisches Lächeln, das alle am Stammtisch so gut kannten und das keiner von ihnen übel nahm.

„Wann fahren Sie wieder mal hin?“ fragte er, Papa Bregel über die Brille hinweg anblickend. „Sie halten es ja auf die Dauer unter uns Kleinstädtischen nicht aus.“



Zu den griechischen Kammerwahlen: Das Parlamentsgebäude in Athen.



„Das kommt auf meine Kunden an,“ sagte Friedrich Bregel. Mit dem Postmeister ließ er sich nicht mehr ein.

5.

„Die Nebel zerreißen — der Himmel wird helle!“ Das Hamburg um 1910 las viel und gern die Lebensgeschichte der Amalie Dietrich aus Siebenlehn, wie sie uns die Pastorin Charitas Bischoff erzählt hat. Lange Jahre schleppte sich die Dietrich mühselig im Nebel wandernd dahin, immer dichter wurde der Nebel, aber als es schon fast Nacht geworden war, da zerriß er. „Der Himmel war helle!“

Wir können unsere demnächstigen Kapitel nicht besser bezeichnen, als mit der Ueberschrift, die auch die Pastorin Charitas Bischoff gewählt hat. Auch hier zerriß eines Tages der Nebel, und der Himmel ward helle. Er ward strahlend helle für den guten, braven Friedrich Bregel in Köslin am Mühlenbach.

Vorher aber verdichtete er sich immer mehr.

Eritens: Wilhelm blieb ein Sorgenkind. Was die Lehrer, einer nach dem andern, aber alle fast mit denselben Worten dem Pflegevater gesagt hatten, das wiederholte jetzt in geläufigen Worten der Chef der Firma F. F. Gerstenberger, Futtermittel engros.

Wilhelm sackte mit der Feder über das Papier, er war strebsam, er war fleißig und ehrlich, er war reinlich und adrett — aber er brachte nichts vor sich.

In der Mathematik war er immer schwach gewesen. Jetzt brachten ihn die vielen Ziffern, die vor seinen blauen Augen einen Wirbeltanz aufführten, zur Verzweiflung. Er meisterte sie nicht, sie hatten ihn zum Besten. Die größte Mühe und der beste Wille halfen nichts — das „Erbteil Sack“, auf dessen Konto Friedrich Bregel diese Unkenntnis setzte, feierte seine Triumphe.

Abgepannt, traurig, wie von Gott und aller Welt verlassen war der Knabe, wenn er abends nach Hause kam.

„Das Wilhelmchen wird uns noch gemütskrank,“ sagte die alte Auguste Walter.

Friedrich Bregel runzelte die Stirn. Auch er machte sich seine Gedanken. Der Junge schien von seinem Komödiantenvater nicht einmal soviel Begabung fürs Leben mitbekommen zu haben, daß er später in die Mineralwasserfabrik Bregel würde eintreten können. Das waren traurige Ausichten. Da blieb also nur noch das Handwerk.

Wie im Nebel fuhr das Lebensschiff Wilhelm Sack dahin. Und der Nebel war ein richtiger dicker Nebel, in dem man nicht weiter konnte.

Also mußte irgendwie, darüber war sich der Pflegevater im klaren, Abhilfe geschaffen werden. Weniger war er sich über das wie im klaren. F. F. Gerstenberger kündigte dem Lehrling, Friedrich Bregel, der sonst nicht zu rationalisieren pflegte, sagte etwas vor sich hin, was wie

„Gut Ding“ wollte doch nun mal Weile haben.

Er beschloß einmal mit seinen Kunden in Berlin zu sprechen. Die

kleine Rehfuss packte ihm die Reisetasche und rief ihm, als er ihr aus dem Abteil 2. Klasse zum Abschied die Hand reichte, freundlich knirschend die schönen Worte zu, die in bunter Wolle auf seiner Reisetasche drangen: „Glückliche Reise!“

Der alte Andresen kam an dem Abteil vorüber. Er suchte seine 3. Klasse auf. Er schenkte dem Staat nichts. Und bis Stettin, wo er hin wollte, ließ sich da auch aushalten.

„Na adjäs,“ rief er dem Nachbar zu. „Gute Ankunft und steigen Sie nicht falsch aus!“

Friedrich Bregel winkte mit der linken Hand. Mit der rechten rückte er sich seine graue Reiseumütze zurecht. Er wußte, wie man sich auf großen Reisen anzog.

Nachdem er die Stullenpakete und die Apfelsinen, die ihn die Wälfen eingepackt hatte, untergebracht und sich seine mausegrauen Bildbletern angezogen, das Billett hatte knipsen und dem Schaffner eine Kösliner Zigarre zum Präsent gemacht



Kaiser Wilhelm II. mit seinen erfolgreichen Heerführern.

1. Kronprinz Wilhelm. 2. General v. Falkenhahn. 3. Reichstanzler v. Bethmann-Hollweg.
4. Kronprinz Rupprecht von Bayern. 5. Generalfeldmarschall v. Bülow. 6. Staatssekretär Großadmiral v. Tirpitz. 7. Stellvert. Generalstabschef Generaloberst v. Moltke. 8. General v. Beseler. 9. Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern. 10. Generaloberst v. Eichhorn. 11. General Graf v. Bothmer. 12. Kaiser Wilhelm II. 13. Generaloberst v. Linfingen.
14. Generaloberst v. Einem. 15. Generaloberst v. Wöhrsch. 16. General v. Litzmann. 17. Generaloberst v. Kluck. 18. Generalfeldmarschall v. Mackensen. 19. General v. Emmich. 20. Generaloberst Herzog Albrecht von Württemberg. 21. Generalleutnant v. Ludendorff. 22. General v. Below. 23. Generalfeldmarschall v. Hindenburg.

hatte, sah er mit gutem Mute der Kaiserstadt, die ihn erwartete, entgegen.

Das Reisefieber, das er schon seit Tagen in allen Gliedern spürte, gab, statt ihn zu quälen, seiner Brust ein Hochgefühl. Mit naiver Freude betrachtete er die vorbeiliegenden Telegraphenstangen, die Wiesen, die Büden, die weidenden Rinder.

Er wußte sein Haus in guter Hand. Wilhelmchen sah in seinem Kontor, die Mineralwasserfabrikation versorgte Herr Baumann mit gewohnter Gewissenhaftigkeit, Fidus und die Angoramerschweinchen würden gut gefüttert werden.

Es bedrückte ihn nur, daß er nicht Mareile Keffuß, wie er sich doch vorgekommen, gesagt hatte, sie solle ihrer Mutter bestellen, daß er heute nicht in das Aktienbad käme. Es war doch Sonnabend, und die liebe Frau Keffuß würde ihm sicherlich das gewohnte Bad herrichten.

Mit dem Gedanken an diese saubere Frau nickte er ein. Ach, wenn er geahnt hätte, was sich in dieser Zeit in Köslin zutragen sollte, er wäre nicht so friedlich schlafend und selig träumend dahingefahren.

6.

In Berlin erlebte Friedrich Bregel etwas sehr Niederdrückendes. Das Hotel Brösche, Bregels Stammhotel hatte aufgehört zu existieren!

Das alte Haus war von den Sarpyrienklauen der neuen Zeit gefaßt worden. „Wie ‚weggeblasen‘ war es. Bregel glaubte lange Zeit, er sei das Opfer eines Irrtums, der Droschkentufcher habe ihn falsch gefahren.

„Brösche? Ne, mein Herr, det fällt mir eben ein, Brösche is schon lange nich mehr! Det is niedergelegt. Det sind — warten Se mal — nu schon jut und jerne anderthalb Jahre her!“

Anderthalb Jahre! Es stimmte. Es konnte stimmen. Zwei Jahre war es her, daß er nicht in der Reichshauptstadt gewesen war.

Ein monumentaler Hotelneubau von riesigen Dimensionen, der zwei Straßenfronten beherrschte, hatte sein altes Götthöfchen mittamt den Nebenhäusern verschluckt.

„Det hand ganz ratlos vor seiner Droschke.“

„Na, wie denken denn der Herr? Bleiben wir hier oder soll ic wo anders hinfahren?“

Auf einmal fühlte Friedrich Bregel sich ganz klein und ratlos und verlassen. Er wußte nicht, wo er Unterkunft finden sollte. In diesem Luxushotel etwa? Das war ja noch großartiger wie das Zentralhotel! Und was für Dienerschaft davorstand! Ein goldbetrechter Portier, der die Nase Gott weiß wie hoch trug, drei Bengels, ganz in hellem, engem Grau mit goldenen Knöpfen und einem grauen Käppi, die fortgesetzt die hohen Drehtüren in Schwung hielten, an die vorkommenden Wagen sprangen und den Schlag aufrißen und das Käppi vom Kopfe.

„Warten Sie mal . . .!“ sagte er zu seinem Kutscher. Er kämpfte mit sich, ob er, da er doch nun einmal mit der Droschke bis hierher gefahren war, auch hier bleiben oder ob er den Weg wieder zurückfahren sollte. Am Stettiner Bahnhof — Und da entdeckte er plötzlich dicht neben dem Hotel, an dessen Ecke seine Droschke noch immer hielt, einen alten Bekannten. Da stand ja noch das alte kleine Palais, das ihm immer so interessant gewesen war und in dem jetzt ein Prinz wohnte. Das war ja noch ein Stückchen aus der alten Zeit, dieser Barock- oder Renaissancebau, dieses Jagdschlößchen, das hier schon gestanden hatte, als es noch keine Dorotheenstraße gegeben, sondern hier die Bäume des Tiergartens ihre Wipfel geschüttelt hatten!

Und um dieses kleinen Schlößchens willen, das ihm so vertraut war, beschloß Friedrich Bregel, hier zu bleiben. In dem Hotelpalast freilich nicht. Dieser hochmütige Portiergeneral und die naseweisen Bengels mit den dünnen, grauen Armen glogten ihn schon lange genug wie über ihn belustigt an — aber in der Nähe!

„Vielleicht finde ich in der Nähe ein Hotel, wie es das Hotel Brösche war, hier herum in nächster Nähe,“ sagte er zu seinem Kutscher.

Der nickte. „Vielleicht ‚Prinz Heinrich‘ — det is fleich um die Ecke — keine hundert Schritt.“

So bezog Friedrich Bregel ein Zimmer im „Prinzen Heinrich“.

Aber, es ließ sich nicht leugnen, Berlin war ihm wieder ein Teil fremder geworden.

„Daß mir das aber Brösche nicht hat wissen lassen!“ wiederholte er immer wieder.

7.

Bei dem hohen Räte von Köslin traf ein Schreiben aus der freien Hansestadt Hamburg ein, das dienstlich meldete, daß ein Ritter Rear Gad nach seinem am *** geborenen Sohn Zion Erfindungen von Massachusetts (N. S. A.) aus habe anstellen lassen und der Hamburger Senat ersuchte um telegraphischen Beiseid in dieser Angelegenheit.

Da die Sache so eilig betrieben wurde und die Beziehungen zwischen der Kösliner und der Hamburger Polizei bisher immer recht gute gewesen waren und auch kein Grund vorlag, dieses schöne Verhältnis zu trüben, machte sich alsbald, nachdem man von dem Schreiben gebührend Kenntnis genommen hatte, Stadtschreiber Opitz auf den Weg zu Herrn Friedrich Bregel.

Leider traf er ihn nicht an. Auch den Sohn nicht und auch den Prokuristen, Herrn Baumann nicht, der die Abwesenheit seines Chefs zu einem zweitägigen Jagdurlaub nach Rabes benützt hatte.

Die Einzigen, die der Sekretär in dem Hause am Mühlentbach antraf, war die ergraute Auguste Walter und die kleine Mareile Keffuß.

Mareile wurde aus dem Zimmer geschickt. Auguste Walter aber, die der Sekretär seit siebzehn Jahren kannte, erfuhr den Inhalt des dringenden Schreibens und begann am ganzen Leibe zu zittern. Wie ein Seilkünstler auf dem gespannten Seil schwankte sie zwischen dem Zug der Schwere und der Bewahrung des Gleichgewichts. Schließlich überwand sie den Gang zum Fallen.

Sie schlug zwar noch mehrere Male die Hände entsetzt über ihrem Kopfe zusammen, aber sie ließ sich dennoch von Sekretär Opitz überzeugen, daß es vorerst nicht nötig sei, Herrn Friedrich Bregel telegraphisch aus Berlin zurückzurufen; auch der ahnungslose Wilhelm brauche von dieser wichtigen Angelegenheit noch nichts zu erfahren. Der Stadtrat werde selbständig nach Hamburg berichten. Alles andere ginge dann seinen weiten Weg nach Amerika, und bis weitere Entschlüsseungen oder Maßnahmen von dort einträfen, bis dahin habe es ja noch Zeit und Weile. Bis dahin sei Herr Bregel wieder zurück, und bis dann eine Veränderung eintrete, dessen dürfe sie sich versichert halten, könnte noch viel Wasser den Mühlentbach hinunterfließen.

Man einigte sich also vor der Hand dahin, daß Wilhelm, der im Bureau Gerstenberger ächzte und schwigte und dem Tag seiner Befreiung aus dem Labyrinth der Zahlen und Berechnungen entgegenarrte, nichts von der dienstlichen Anfrage erfahren dürfe. Ob Friedrich Bregel brieflich zu benachrichtigen sei, das stehe auf einem anderen Brett.

Und wirklich, die Kösliner besaßen soviel Feingefühl, wenigstens den armen Jungen noch nicht aus seiner Ruhe aufzuzreckten. Der erfuhr es noch zeitig genug.

Im übrigen erfuhren es fast alle, die der geneigte Leser bisher kennt. Von Auguste Walter, nachdem sie sich von ihrer Bestürzung erholt hatte und sie sich kräftig genug fühlte, erfuhr es die stattliche Mutter Keffuß.

„Ach, um Gotteswillen! Es ist doch nichts passiert? Sie sehen ganz so aus,“ rief die Vadefrau, als die Walter in ihrem bunten wollenen Umhlagetuch in das Aktienbad gehuscht kam.

„Mit Mareile doch nicht?“

Die Alte schüttelte den Kopf und sammelte Atem.

„Also mit dem Herrn! Ich dachte mir's doch! Er ist sonst so ein pünktlicher Gast, und heute ist er fortgeblieben. Ich hatte ihm das Salonbad fertig gemacht —“

„Wer die Walter war jetzt bei Kraft.“

„Ne — um unseren Wilhelm is es! Denken Sie sich, Frau Keffuß: Wilhelmchen sein Vater ist noch am Leben!“

„Sein Vater?“

„Ja doch, der Komödiant, der mit unserer Henriette durchgegangen ist! Ist das die Möglichkeit?“

„Es ist ein Wunder!“

Und nun mußte die Walter haarklein erzählen, was sie wußte. Und dann gingen die beiden Frauen bis zur Erschöpfung alle Möglichkeiten durch, die nun eintreten könnten. Natürlich mußte dieser Gag in Amerika sein Glück gemacht haben, sonst würde er sich doch nicht plötzlich auf den Sohn besonnen haben, dieser herzlose Patron! Reich war er wahrscheinlich; in Amerika wurde ja jeder schmerreich. Und Wilhelm, auf den würde er nun wahrscheinlich Anspruch erheben, den wollte der Patron haben!

Da fing Auguste Walter, die sowieso nahe am Wasser gebaut hatte, und morin sie den trojanischen Selten nichts nachgab, laut zu schluchzen an.

(Fortsetzung folgt.)

Der Großvater.

Nach dem Schwedischen von Perri Sanders.

(Nachdruck verboten.)

Jeden Mittwoch fand in der kleinen Stadt der Wochenmarkt statt. Dann kamen die Bauern der ganzen Umgegend herein mit ihren Landesprodukten, Pferden, Vieh und vielem andern.

Am den Markttagen saß stets ein alter, blinder Krüppel an dem großen Brunnen. Als junger Mensch hatte er bei einem Eisenbahnunglück beide Beine verloren, und nun war er auch noch völlig erblindet. Er wohnte bei seinem Sohn, einem jungen Arbeiter, namens Michel und dessen Frau. Der Abgott dieser beiden war ihr Söhnchen, der kleine Joseph. Joseph war ein freundliches Kind mit hellem Haar und sonnigem Blick.

Jeden Mittwoch wurde der alte Großvater von der Schwiegertochter im Rollstuhl zum Brunnen gefahren. Dort saß er fast den ganzen Tag, sang Psalmen und bat die Vorübergehenden um ein Almosen.

Zuweilen bekam der arme Alte ein paar Kupfermünzen, die er seinem Sohn zu Hause freudestrahelnd abgab. Aber der Schwiegertochter war er stets ein Dorn im Auge, er konnte ja nicht arbeiten, ein unnützes Geschöpf, das sie von ihrem sauer erworbenen Geld ernähren mußten.

Sie waren sehr arm, und wenn die Frau ihrem Mann zuweilen ihre Not klagte, bat er sie, ruhig zu sein und die Geduld nicht zu verlieren. Sie wünschte, daß der Krüppel bald sterben möchte, damit sie von der Last befreit würden, jedoch das wagte sie nicht auszusprechen. Aber mit jedem Jahre wurde es ihr klarer, wieviel leichter das Leben für sie ohne den Schwiegervater wäre.

Am einem kalten Wintertag war Michel gezwungen, nach einem entfernteren Dorf zu fahren, von wo er erst am nächsten Morgen zurückkommen konnte.

Es war Mittwoch, und trotz der Kälte hatte der Alte fast zwei Stunden am Brunnen gesessen. Um 1 Uhr hatte sie ihn nach Hause geholt und ihm Essen gegeben, dann war er in seinem Stuhl am Kamin eingeschlafen.

„Tochter,“ sagte er beim Erwachen, „es ist wohl Zeit, daß Du mich wieder zurückfährst, ich habe wohl lange geschlafen.“

„Nein, nein, es ist noch nicht Zeit, Du kannst noch eine Weile schlafen.“

Als sie den Alten schließlich hinausbrachte, war die Sonne bereits im Sinken und die Straßen waren menschenleer.

Sie ließ den Greis allein und er leierte wieder mit seiner heiseren Stimme die Psalmen herunter, während die letzten Sonnenstrahlen auf sein faltiges Gesicht und sein weißes Haar fielen.

Die Sonne schwand und die Kälte wurde intensiver. Wagen und Karren eilten an ihm vorüber und bald war er allein auf dem freien Platz. Aber er sang immer weiter und streckte seinen zerlumpten Hut aus.

Es wurde kälter und kälter, er schauderte, Hände und Gesicht begannen ihn zu schmerzen.

„Anna! Anna!“ Er rief seine Schwiegertochter, aber sie kam nicht.

Die Schmerzen in den Händen und Armen wurden heftiger und verbreiteten sich schließlich über den ganzen Körper. Er rief laut um Hilfe, doch niemand antwortete.

Viele trübe Wolken müssen heut wohl die Sonne verdunkeln, dachte er, denn es war ganz finster vor seinen Augen, während er sonst am Tage doch wenigstens einen roten Schimmer sah.

Wieder rief er um Hilfe. Er lauschte und merkte die ungewohnte Stille, erschrocken rief und rief er, doch niemand kam.

Der kleine Joseph mußte früh zu Bett gehen. Er fragte nach dem Großvater, der ihm abends immer so schöne Märchen erzählte.

„Den hole ich bald,“ sagte die Mutter. Die Frau arbeitete mit fieberhaftem Eifer, sie scheuerte und putzte, ohne recht zu wissen, was sie tat. Schließlich war es Zeit zu Bett zu gehen, aber sie konnte nicht ruhen. Nach fünf Minuten stand sie wieder auf, um zu sehen, ob sie noch irgend eine Arbeit fände.

Je später es wurde, desto mehr wuchs ihre Unruhe. Mit erschrockenen Blicken schaute sie sich um. Konnte sie denn nichts mehr tun? Sie mußte noch etwas finden — was es auch sein mochte — nur um die Zeit zu vertreiben. Fürchterliche Vorstellungen kamen und gingen durch ihr Hirn. Seufzte da je-

mand? Ach nein, man bildet sich in stillen Nachtstunden so vieles ein.

Vielleicht könnte sie jetzt versuchen zu schlafen. Plötzlich sprang sie wieder auf, ihre Hände zitterten, sie wagte nicht, sich umzuheben, ihre Zähne klapperten, ihr ganzer Körper flog.

„Was habe ich getan?“ kam es von ihren weißen Lippen. Ob sie ihn noch holen sollte? Vielleicht ist er noch nicht erfroren! Nein, unmöglich, seit 4 Uhr sitzt er am Brunnen und nun ist es Mitternacht. Er muß längst erfroren sein.

Rangsam und mit ängstlichen Blicken sah sie nach dem Winkel am Kamin, wo der Alte gewöhnlich zu sitzen pflegte. Es schien ihr, als wenn er da läge und sie anstarrte.

Und was wird ihr Mann sagen? Wird er ihr glauben, daß sie vergessen hatte, den Alten zu holen? Nein, sie mußte eine andere Erklärung finden. Es wäre vielleicht doch am besten, gleich zum Brunnen zu gehen und ihn nach Hause zu fahren. Sie könnte dann sagen, daß sie ihn des Morgens tot im Bette gefunden habe. Das würde jeden Verdacht ausschließen.

Sie öffnete die Tür und sah hinaus in die Nacht. Es war sehr kalt und ganz finster; nicht einen Schritt weit konnte sie sehen.

Schaudernd schloß sie die Tür. Hinausgehen in die Dunkelheit und eine Leiche nach Hause bringen! Nein, das konnte sie nicht, und wenn das auch das einzige Mittel wäre, jeden Verdacht zu verhüten, das konnte sie nicht.

Sie hatte oft daran gedacht, wie leicht es wäre, ihn nach Sonnenuntergang einmal zu vergessen. Das wäre nur ein Versehen gewesen — und ihr Mann wäre von einer schweren Last befreit. Und nun hatte sie es getan und — war zur Mörderin gemorden! Sie, die jeden Sonntag die Füße der Mutter Gottes küßte, die zuweilen fastete, um die kleine Oellampe am Altar füllen zu können, sie, die Tochter frommer Eltern — eine Mörderin!

Die Nacht war lang; sie hörte die Kirchenglocken wieder schlagen. Schließend warf sie sich auf das Bett und schlief ein.

Sie erwachte, als ihr Mann neben ihr stand und sie rüttelte.

„Wach auf!“ sagte er ungeduldig. „Wo ist der Zunge?“ Sie richtete sich auf und schaute sich verwirrt um. Ihr Kopf schmerzte, ihre Schläfen hämmerten. Aber nach wenigen Sekunden war sie ganz klar und startete nun bald auf das leere Bett des Kindes, bald auf ihren Mann.

„Ich weiß nicht,“ stammelte sie. „Du hast die Tür offen gelassen, da wird der Kleine hinausgelaufen sein. Und Vater ist auch nicht hier!“

Die Frau wurde totenbleich. „Ich fühle mich gestern so krank,“ stotterte sie. „Nachdem ich ihn nachmittags zum Brunnen gebracht hatte, bin ich eingeschlafen. Ich habe bis jetzt geschlafen. Du siehst ja, daß ich noch angezogen bin.“

Der Mann hielt sich bebend am Bettpfosten fest. „Das heißt,“ sagte er streng, „daß Vater in dieser kalten Nacht draußen gefressen hat, und —“

„Vielleicht hat ihn jemand gesehen und ihn zu sich nach Hause genommen,“ meinte sie.

„Komm mit!“ befahl er. Sie gingen hinaus.

Am Brunnen saß der alte Mann, aber er sang nicht und streckte seinen zerrissenen Hut nicht aus. Seine Lippen waren verstummt für immer, seine Hände fest verschlungen.

Und auf seinen Armen lag der kleine Joseph, auch er stumm und steif, sein kleiner Kopf mit dem weichen hellen Haar war an die Brust des Alten gelehnt.

Starr vor Schrecken sah die Frau auf die beiden. Gott hatte sie durch ihr Kind gestraft!

Michel kniete nieder vor Vater und Kind. Er untersuchte den alten Mann, fühlte nach seinem Herzen, versuchte, die steifen Glieder zu bewegen — alles vergebens. Dann nahm er das Kind auf den Arm. Es hatte nichts an als das Nachthemd, und über dem bleichen Gesicht lag ein Lächeln.

Er sah seine Frau an, aber sie senkte die Augen, wandte sich um und ging fort.

Ohne ein Wort zu sagen schritt er mit dem toten Kind in den Armen nach Hause.

Und nun lebt er, der Vater, Frau und Kind zugleich verloren hatte, einsam in seinem kleinen, strohgedeckten Haus.



Morgenstimmung im Iersbischen Quartier.

Die Madonna mit den Perlen.

(Fortsetzung.)

Roman von Hans Dominik.

(Nachdruck verboten.)

„Galloh! gentlemen! So früh schon beim Disput! Ich will nicht lange stören. Eine Frage nur noch. Wir haben doch eine Abschrift des Rätseltextes nach Heidelberg geschickt. Habt Ihr da vielleicht eine Lösung gefunden?“ rief William.

Dr. Rosen begann sich einen Augenblick.

„Ach so! Ja Vater, Du schicktest mir da eine Chiffreschrift . . . — Wo habe ich sie denn nur . . .!“

Dr. Rosen hatte über die aufregenden Ereignisse seiner letzten Heidelberger Tage diese ganze Angelegenheit völlig vergessen.

„Ja, richtig! . . . Die Sachen habe ich ja noch in der Brieftasche.“

„Well! Habt Ihr denn was entziffern können. Das ist doch die Hauptsache bei der Geschichte und auch für Dich, Mister Otto, von größtem Interesse.“ schrieb William aufgeregt.

„Wie? das“, fragte Dr. Rosen. „Was soll das alte Gerümpel uns interessieren? . . .“

„Weil Du dabei mit Leichtigkeit Millionär werden und allerlei Pläne wieder aufnehmen kannst, die Du jetzt für aussichtslos hältst.“

Dr. Rosen sah seinen Onkel verständnislos an.

„Ich habe keine Ahnung, was Du damit sagen willst. Selbstverständlich hat mein Freund Marwin die ganze Geschichte in fünf Minuten entziffert. Es war ja eine kinderleichte Chiffre.“

William Roze schlug die Hände über dem Kopf zusammen. „Heiliger Himmell! Der Mensch hat die Chiffre, läuft tagelang mit ihr herum und sagt uns kein Wort davon.“

Auch Walter Rosen war in höchster Aufregung.

„Gib her, was Du hast, Otto“, rief er. „Du weißt nicht, was von dieser Chiffre alles abhängt.“

Der Arzt entnahm seiner Brieftasche die Blätter, auf denen er in Heidelberg mit Dr. Marwin zusammen die Entzifferung niedergeschrieben hatte. Gleichzeitig stürzten sich die beiden Brüder auf das Blatt und überflogen den Inhalt.

Da stand die deutsche Uebersetzung, welche Heinrich Marwin gegeben hatte.

„Als die Feinde sich näherten, hat der Herr Graf von Kranichstein befohlen, alle Schätze, welche das Schloß enthielt, zu verborgen. Ein Perlenband wurde mit dieser Schrift zusammen in dem Mauerwerk verborgen.“

Das schöne Bild des Malers Leonardus von Vinci aber ist verborgen worden unter einem anderen Bilde, welches den schwedischen Feldhern, den Herrn und Grafen Pilsenström darstellt. Das übrige ist im Keller begraben.“

William Roze las den Text wieder und immer wieder.

„Ist unter einem anderen Bild verborgen. . . . Görst Du, Walter, unter einem anderen Bild verborgen. Das habe ich ja schon gemutmaßt, als ich die rätselhafte Stelle von des Feynstes Erwartung las. Darum habe ich einen Teil der Farben gelöst und nichts gefunden. . . . Ist unter einem anderen Bilde verborgen“, murmelte der Amerikaner tief-sinnig vor sich hin, während er das Zimmer eilig verließ und sich nach dem Atelier begab.

Hier nahm er das schwedische Bild noch einmal von der Staffelei und begann es auf das sorgfältigste zu untersuchen.

Es war ein kräftiger Blendrahmen aus starkem Eichenholz, das im Laufe der Jahrhunderte eine tiefbraune Farbe angenommen hatte. Darüber war mit ziemlich großen Bronzenägeln das Bild gespannt, welches den alten schwedischen General darstellte. Noch einmal prüfte William Roze die Stelle, an welcher er die Farben gelöst hatte. Es war kein Zweifel, auf dieser Leinwand hatte nur eine einmalige einfache Temperabemalung gesehen.

„Ist unter einem anderen Bilde verborgen. . . .“ wiederholte der Amerikaner mit Hartnäckigkeit. Und dann ging er an seinen Koffer und holte ein Bestek mit allerlei Zangen hervor.

William Roze hatte in der Anfangszeit seiner amerikanischen Laufbahn Gelegenheit gehabt, die ellenlangen und heillosen Fische kennen zu lernen, die dort im Hafen von New-York zum Sprachschach gehören. Und während er jetzt seine Zangen zurechtlegte, machte er reichlich Gebrauch von dieser Kenntnis. Prüfend legte er eine Zange neben die andere und jedesmal bekam der schwedische Reitermann die größten englischen Inzulten zu hören.

Endlich hatte er gefunden, was er suchte, eine kleine fast zierliche Zange aus blankem Stahl, deren Backen messerscharf

begannen, um sehr schnell kräftiger zu werden. Prüfend hielt er sie gegen eine der Bronzewecken. Dann setzte er sie an und zog mit kräftigem Druck die Zwecke aus dem alten harten Holz heraus. Schnell arbeitete er weiter und entfernte ein halbes Duzend dieser Nägel. Nun hob er die alte Leinwand, welche in bekannter Weise um den Blendrahmen gebogen und mit diesen Zwecken festgemacht war, ein wenig ab.

Gerade jetzt kam Walter Rosen mit seinem Sohne in das Atelier. Der Vater hatte dem jungen Arzt die ganze Bedeutung eines solchen Fundes für die Familie und das Familienvermögen klar gemacht und Dr. Rosen war jetzt ebenso Feuer und Flamme für das Unternehmen, wie die beiden älteren.

„Wie steht's, bist Du klüger geworden?“ rief Walter Rosen.

„Bitte, sieh her“, erwiderte William und hob die Leinwand ein wenig vom Rahmen an jener Stelle ab, an der er die Nägel entfernt hatte.

Aufmerksam betrachtete Walter Rosen die Stelle. Es war klar, daß William etwas wichtiges entdeckt hatte. Unter der abgehobenen Leinwand wurde ein zweiter weniger weit reichender Streifen sichtbar, der mit besonderen ganz flachen eisernen Nägeln festgemacht war.

„Galloh! Boys“, schrieb William Roze begeistert, während er mit der Rechten seine Zange temperamentvoll in der Luft schwenkte, „darunter ist was! . . und was es ist, das werden wir auch bald haben.“

Und wieder machte er sich emsig an die Arbeit und entfernte einen Nagel nach dem andern. Dann hob er die obere Leinwand vom Rahmen ab und nun trat das eigentliche Bild zu Tage.

Zunächst nur eine graue, vollkommen verstaubte Fläche. „Am Gotteswillen nicht! Halt ein!“ rief William Roze, als sein Bruder den Staub mit dem Finger an einer Stelle wegstreifen wollte. Das machen wir anders.“ Und wieder entnahm er seinem Zambertoffer allerlei wunderliche Sachen. Blasebälge, ganz weiche Lächer und Pinsel und endlich einige Flaschen mit Essenzen.

Der Luftstrom des Blasebalgens jagte die oberste Staubschicht fort. Dann traten die Pinsel in Tätigkeit und nun begannen sich, zwar immer noch verstaubt und verschwommen, die wunderbaren weichen Züge eines weiblichen Bildes und leuchtende Farben aus der grauen Fläche herauszuheben.

„We got it boys, wo got it indeed!“ schrieb William Roze, bei dem in der Aufregung Englisch und Deutsch durcheinandervorfloß. „Das ist sie!“

Und dann begann er ganz besonders eine Stelle unterhalb des Halses mit seinen Pinseln zu bearbeiten. Es war ein mühseliges Werk, denn der ganz feine Staub, der im Laufe der Jahrhunderte seinen Weg zwischen diese beiden scheinbar doch so dichten Leinwandflächen gefunden hatte, war von einer unendlichen Feinheit und sah wie Farbe so fest auf der Bildfläche. Aber William Roze ließ nicht nach und die anderen sahen ihm interessiert zu und verpirrten es kaum, daß eine Viertelstunde nach der anderen verfloß.

Und dann war endlich doch der Erfolg von Williams Arbeit zu spüren, der wieder und immer wieder mit seidenweichen und dennoch festen Dachspinseln über die Fläche ging und die Pinsel dann an weichen Ledertüchern vom Staub befreite. Deutlich und klar hob sich jetzt ein breiter vierreihiger Perlen-schmuck ab. In demselben feuchten Perlmutterglanz schimmer-ten die Perlen hier auf dem Bilde, wie sie vor wenigen Tagen auf roter Seide gegläntzt hatten.

William Roze legte den Pinsel ermattet aus der Hand.

„Wir haben sie! gentlemen. Das ist kein Zweifel. Es ist die Madonna mit den Perlen.“

Die Folgen seiner Arbeit waren jetzt deutlich und wohl-tuend zu bemerken. Der gröbere Staub war von dem Bilde verschwunden und nur ein ganz leichter grauer Hauch war noch vorhanden.

Deutlich hob sich das ganze Bild ab und entzückte durch Farbe und Formgebung. Aber es war auch unerkennbar, das dort, wo William besonders emsig gearbeitet hatte, an der Stelle des Halschmuckes, die Farben noch leuchtender, noch lebendiger und natürlicher hervortraten, als auf der übrigen Fläche.

Schon hatte der Amerikaner seine Arbeit auf eine andere Stelle des Bildes gelenkt. Er arbeitete in den unteren Ecken

und hatte in wenigen Minuten die Initialen des florentinischen Meisters entdeckt und freigelegt.

„Der Fund ist gemacht,“ sagte er jetzt hoch aufatmend. „Es ist für mich außer allem Zweifel, daß wir eine echte Arbeit von Leonardo da Vinci vor uns haben, dabei hat sich das Bild wunderbar gehalten. Es zeigt keine bemerkenswerte Nachdunkelung, keine Risse, kurz und gut es ist ein Meisterwerk ersten Ranges.“

Auch Walter Rosen und der Arzt konnten sich dem Banne dieses Bildes nicht entziehen. Es war eben eines jener klassischen Meisterwerke, die immer schön und immer modern bleiben, die jedes Jahrhundert mit anderen Augen ansieht und doch immer wieder entzückend und wunderbar findet.

Eine lange Zeit betrachteten die Männer, jeder schweigend und in sich versunken, das Bild auf der Staffelei. Endlich raffte sich, während schon die Schatten der beginnenden Dämmerung ins Zimmer fielen, William Rose zuerst auf. Er legte das abgepaunte Bild des alten Schweden sorgfältig auf den großen Tisch. Beinahe liebevoll betrachtete er jetzt jenes Gemälde, welches noch vor kurzem mit den unerhörtesten Grobheiten bedacht worden war.

„Sallo Walter!“ rief er dann mit ausbrechender Lustigkeit. „Wir ist doch so, als müßtest Du noch eine gute Flasche Steinberger Kabinett im Keller haben. Wenn Du sie hast, dann laß sie kommen, denn heit haben wir einen Tropfen verdient.“

Eine Viertelstunde später klangen die Gläser zusammen. Aber es ging nicht um eine Flasche, sondern um mehrere. Und es waren nicht drei, sondern fünf. Denn Eva und Frau Klara waren mit im Kreise.

„Das wird noch ein Stück Arbeit,“ meinte William Rose, während er seiner Verlobten in dem würzigen Rheinwein zu trank. „Aber in drei Tagen bin ich mit der Reinigung des Bildes fertig. Und dann Eva, dann sollst Du mal sehen, dann ist „die Madonna mit den Perlen“ beinahe so schön wie Du.“

„Apropos! Ein ander Wort,“ warf Dr. Rosen ein. „Wie wird denn der Wert dieses Bildes taxiert?“

„Billig nicht, Otto,“ erwiderte William.

„Das kann ich mir denken!“ meinte der Arzt. „Ich habe selbstverständlich gehört, daß solche alten Bilder sehr wertvoll sind und mit vielen Tausenden bezahlt werden.“

„Vielen Tausenden ist gut,“ lachte der Amerikaner. „Das war einmal. Heute kannst Du ruhig von vielen Hunderttausenden reden. Am teuersten sind heute die Holländer Rembrandt, van Dyck und die anderen. Da steht der Rekordpreis auf vier Millionen Mark für ein einzelnes Bild. Aber auch die alten Italiener werden mit Gold bedeckt. Zwei Millionen Mark dürste das allgeringste für dieses Bild sein. Hoffentlich bringen wir mehr dafür herein und schlagen den holländischen Rekord. Prost Walter, und von morgen an besorge ich die Restauration und kümmer mich um den Verkauf. Du sollst einmal sehen, wie schnell unsere amerikanischen Milliardäre ihre Agenten mobil machen, sobald dieser Fund bekannt wird.“

Wieder klangen die Gläser zusammen und jeder ging dabei den eigenen Gedanken nach. William Rose dachte an den Gewinn von Ehre und Geld, den seine Firma von dieser Entdeckung haben würde. Walter Rosen und seine Frau hatten nach Jahren die Empfindung, als ob nun alles wieder gut werden könne, als ob nun endlich die Zeit der ewigen Sorgen und Nöte vorüber sei. „Dr. Rosen!“ rief ihm sein Schwager in spe mit dem vollen Glas zu. „Deine Gesundheit Doktor! Uebrigens unser gemeinsamer Freund, Mister J. C. wird das Bild nicht bekommen, das ist nur für die ganz Reichen, die Astors oder Vanderbilts. Aber als guten Röder für die anderen können wir ihn hier gebrauchen.“

Und Dr. Rosen, der vor kurzem noch jeden Hinweis auf die Browns abgewiesen hatte, nickte freundlich und tat dem Amerikaner vergnügt Beiseid.

William Rose hatte Schloß Kranichstein für kurze Zeit verlassen.

„Um die Sache zu „managen,“ wie er sich ausdrückte. Sein Koffer barg photographische Aufnahmen des Perlen-geschmeides und des alten Bildes, die er selber mit Meisterschaft angefertigt hatte.

„Good bye, Walter,“ winkte er noch aus dem Fenster des Klingelbahnzuges, in dem er davonfuhr.

„Good bye, Ihr werdet von mir hören.“ Und dann verschwand der Zug im frühen Dämern des Winterabends.

Walter Rosen kehrte in das Schloß zurück und beherzigte wohl die Warnung seines geschäftsklugen Bruders, die mühsam gefundenen Schätze so unterzubringen, daß kein Dieb sie finden konnte.

Dann warteten die Bewohner von Schloß Kranichstein einen Tag nach dem anderen. Bei jedem der gemeinschaftlichen Mahlzeiten zeigte Walter Rosen eine steigende Ungeduld, fragte er wieder und immer wieder, ob nicht irgend ein Brief von William da sei.

Dann kam die erste Sendung des Amerikaners. Kein Brief. Dafür aber ein ganzes Paket von Zeitungen, deutschen, österreichischen, französischen und englischen, die alle ausführlich über die Entdeckung eines wunderbaren Leonardo da Vinci berichteten.

Das war die erste Frucht von Williams Arbeit. Von nun an brachte jeder Tag eine steigende Post. Anfragen und Offerten von allen Kunsthandlungen des In- und Auslandes. Und immer neue Zeitungen mit Mitteilungen über den wunderbaren Fund. Jetzt ging erst recht eigentlich die Debatte los. Es erschienen spaltenlange Aufsätze für und wider die Wahrscheinlichkeit eines solchen Fundes und von Tag zu Tag mehrten sich die Stimmen, die erst nähere Beweise und Unterlagen verlangten, bevor sie weiter über die Sache reden wollten.

Walter Rosen wurde wieder erregt und unsicher. Er begriff vorläufig ja nicht den scharfsurdachten und genau vorbereiteten Plan, nach welchem sein Bruder arbeitete. William Rose hatte ein ganz bestimmtes Ziel im Auge. Der dachte ausschließlich an einige wenige amerikanische Milliardäre, die gewillt und auch fähig waren, für den Fund die riesen-summe zu erlegen, die er fordern wollte. Die Meinung aller anderen Leute war ihm ziemlich egal. Für ihn handelte es sich nur darum, die Aufmerksamkeit der ganzen Welt und die Spannung möglichst lange aufrecht zu erhalten und den Namen des neuen Bildes in der ganzen Welt bekannt zu machen.

Während sein Bruder in Kranichstein tatenlos still saß, war er bald in London und Paris, bald in München oder in Berlin und schürte diesen Streit immer wieder von neuem. Die Art, wie er dabei vorging, hätte dem älteren Bruder sicher wieder bedenklich oder gar unfair erschienen. William Rose bekam es fertig, am Vormittage irgendeinem Kunsthändler oder Sachverständigen in der plausibelsten Weise klar zu machen, daß dieser Fund ganz bestimmt eine Fälschung sei. Am selben Nachmittag aber lieferte er einem anderen die zwingenden Beweise für die Echtheit des Bildes. Und während Walter Rosen über die Polemik, die danach in den Zeitungen entstand, sehr beunruhigt war, lachte sich William ins Häutchen und saß schon wieder im D-Zuge, um an einem anderen Ort ein ähnliches Manöver zu wiederholen.

So verstrichen reichlich drei Wochen. Dann trat die Gelegenheit in ein neues Stadium. Die großen illustrierten Zeitungen brachten photographische Wiedergaben des Bildes. William Rose hatte diese Aufnahmen mit allen Mitteln moderner Technik hergestellt. Er hatte Farbenfilter benutzt, welche auch in der Schwarz-Weißaufnahme die Lichtwerte des Bildes in vollkommener Weise zum Ausdruck brachten. Und die großen illustrierten Blätter brachten danach Reproduktionen, welche auch dem Laienpublikum die Schönheiten des Meisterwerkes unverkennbar zeigten. Er veröffentlichte auch die Photographien des alten rätselhaften Textes, gab die Deutung desselben, erzählte ausführlich, mit welchen Mühen und wie und wo man das Bild gefunden hatte, und nun war ein Zweifel nicht mehr möglich. Durch die Arbeit eines Monats hatte William Rose es erreicht, daß ganz Europa und Amerika das Bild und die Geschichte seiner Auffindung kannten. Während dieser arbeitsvollen Wochen hatte ihn von Kranichstein nur ein Brief seiner Braut erreicht. Darin erzählte ihm Eva von den Sorgen ihres Vaters und fragte, was mit den Hunderten von Briefen geschehen solle, die für ihn eingelaufen seien.

„Riegen lassen, bis ich komme!“ telegraphierte William Rose zurück und dann ging er an den zweiten Teil seiner Arbeit. Nachdem die Presse einen Monat über die Echtheit und Bedeutung des Fundes gesprochen hatte, wurde jetzt die Verwertung erörtert.

Jegendswo erschien eine Notiz, daß das Bild hoffentlich in Deutschland bleiben würde. Sofort folgte wo anders die Mitteilung, daß die Amerikaner sich diesen Schatz schwerlich entgehen lassen würden.

Als die Dinge soweit gediehen waren, nahm William Rose den ersten besten Zug nach Kranichstein.

(Fortsetzung folgt.)

Der Trauring.

Eine gerichtliche Entscheidung erregte viel Aufsehen, welche sich mit der Frage der Pfändbarkeit des Verlobungsringes beschäftigte.

Es handelte sich um einen glatten goldenen Reif, den der Verlobte aus Anlaß des Verlöbnißes erhalten hatte, der aber dazu bestimmt war, demnächst als Vermählungsring zu dienen.

Das Amtsgericht hat die Unpfändbarkeit dieses Ringes ausgesprochen, während die oberen Gerichte die gegenteilige Ansicht vertreten haben mit der Begründung, daß eine erweiternde Auslegung der gesetzlichen Bestimmung, welche lediglich „Trauringe“ der Pfändung entzieht, nicht angängig wäre; der Charakter des Trauringes sei ein ganz anderer, als der des Verlobungsringes. Die Bestimmung des Ringes als Trauring stehe durch die Schließung der Ehe fest, während sich die Bestimmung des Ringes als „Verlobungsring“ bei der Formlosigkeit des Verlöbnißes nur schwer feststellen lasse.

Was zunächst diesen letzten Punkt anbetrifft, so werden Schuldner, die nicht in geordneten Verhältnissen leben, auch nicht immer in der Lage sein, dem Gerichtsvollzieher den unfehlbaren Nachweis der erfolgten Eheschließung sogleich zu erbringen. Der Beamte kann durch das äußere Bild einer „wilben“ Ehe sehr häufig in dieser Beziehung getäuscht werden.

Andererseits kann, wenn auch nicht immer dem Gerichtsvollzieher, so doch dem Vollstreckungsrichter gegenüber, der Nachweis eines ernstlichen Verlöbnißes durch Zeugen oder andere Beweismittel wohl erbracht werden. Mag auch der Vermögensnachweis strikter sein, als der Verlöbnißnachweis, so hat dieser Umstand jedenfalls nicht den Gesetzgeber bewegt, etwa absichtlich den Verlobungsring dem Schutze der Pfändung beschränkenden Bestimmung zu entziehen.

Bei der Entscheidung der streitigen Frage handelt es sich auch nicht darum, ob die gesetzliche Bestimmung, welche den Trauring für pfändbar erklärt, erweiternd zum Schutze des Verlobungsringes ausgebeugt werden kann, sondern vielmehr um die Frage, ob ein Verlobungsring als Trauring anzusehen ist oder nicht.

Nichtig ist zwar, daß der Ring, wie in alten Zeiten, so auch

heute noch, als Symbol der Vermählung gilt. Nichts deutet aber darauf hin, daß er unbedingt erst nach vollzogener Vermählung gegeben werden darf. So hat sich denn in der großen Masse unseres Volkes, jedenfalls im Mittelstande, die Sitte herausgebildet, den Ring, welcher demnächst als Symbol der Vermählung zu dienen bestimmt ist, also den „Trauring“, schon vor der Eheschließung zu geben und zu nehmen, dann nämlich, wenn die Brautleute ernstlich gewillt sind und kundgegeben haben, daß sie sich zu heiraten beabsichtigen (Verlobung).

Wenn auch das Verlöbniß keinen Anspruch auf Eingehung der Ehe gibt, so ist es doch mit Rechtswirkungen ausgestattet, und es ist immerhin, wie die Vermählung ein Akt, welcher der Feierschleier nicht entbehrt und zu gegenseitigem Treuverhältnisse zwingt.

Dieses Verhältnis nach außen hin zu dokumentieren dient der Verlobungsring, der also nicht zu verwechseln ist mit einem gelegentlich der Verlobung geschenktem Schmudring.

Man wird also von Fall zu Fall zu untersuchen haben, ob es sich um einen wirklichen Trauring handelt, und diese Frage bejahen dürfen, wenn es sich um einen Verlobungsring handelt, der als Symbol der künftigen Vermählung zu betrachten ist.

Die Folge dieser Ansicht ist natürlich, die Pfändbarkeit des Verlobungsringes nach aufgehobener Verlobung, weil alsdann der Ring den Charakter als Symbol der Treue verloren hat.

In den unteren Schichten der Bevölkerung, besonders auf dem Lande, ist es Sitte, den Trauring erst ein oder zwei Wochen vor der Hochzeit zu kaufen. Wäre nun die Ansicht der oberen Gerichte zutreffend, so würde auch dieser lediglich als Vermählungsring bestimmte Reif vor Eingehung der Ehe der Pfändung unterliegen.

Man wird also sagen können:

Die Identität des Verlobungsringes mit dem zukünftigen Trauring macht auch den ersteren zum Trauring im Sinne der Vorschrift des § 8 II Zivilprozeßordnung und somit unpfändbar.

Dr. L. Landrichter.



Französische Infanterie in einem gepanzerten Schützengraben während einer Beschießung durch schwere deutsche Artillerie.

(Nach einer englischen Zeichnung.)

Druck und Verlag: Neue Berliner Verlags-Anstalt, Aug. Krebs, Charlottenburg bei Berlin, Berlinerstr. 40. Verantwortlich für die Redaktion der Neuen Berliner Verlags-Anstalt, Aug. Krebs: Max Eckstein, Charlottenburg, Weimarerstr. 40.

Merseburger Correspondent.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Bezugspreis: Vierteljährlich 1,20 M., bezw. 1,50 M. einschließlich Bringerlohn; durch die Post bezogen vierteljährlich 1,62 M. einfl. Bestellgeld. Einzelnummer 10 Pf.
— Fernsprecher Nr. 324. —

Gratisbeilagen:
Illustriertes Unterhaltungsblatt
Landwirtsch. u. Handelsbeilage
Wissenschaftliches Monatsblatt
Lotterienlisten — Kurztittel

Anzeigenpreis: Für die einpaltige Beizeile oder deren Raum 20 Pf.; im Reklameteil 40 Pf.; Chiffreanzeigen und Nachweisungen 20 Pf. mehr. Platzvorschrift ohne Verbindlichkeit. Schluss der Anzeigen-Nachnahme: 9 Uhr vormittags.
— Geschäftsstelle: Deligrade 9. —

Nr. 19.

Sonntag den 23. Januar 1916.

42. Jahrg.

Der König von Bayern an der Westfront. — Ausdehnung der Seerespflicht in Oesterreich-Ungarn.

Italiens Rock und Hemd. — Die strategischen Folgen der Niederwerfung Montenegros.

O. Die Entschließung der montenegrinischen Regierung zur Erreichung eines Separatfriedens war jedenfalls erst dann zur Reife gelangt, nachdem König Nikita und der Thronerbe sich in Rom davon überzeugt hatten, daß von Italien militärische Unterstützung nicht zu erwarten war. Das Zukunftsvertrauen der Czernagorzen dient in erster Linie der Erhöhung der Machtstellung Oesterreich-Ungarns in der Adria, welches nicht unterlassen wird, sich so viel von dem montenegrinischen Areal zu Gemüte zu ziehen, als notwendig ist, um der drönischen Bedrohung seines herrlichen Hafens Cattaro, wie sie vom stark besetzten Bergpaß des Lovcan aus geschah, ein Ende zu machen. Aus dem Umstande, daß die Montenegriner nicht nur in Cattaro, sondern auch das Anwohnen der Herzegowina unter dem Schutz dieses Meeres und trotz seiner schon alten Versicherungen, daß die Habsburgische Monarchie zu solchen Zwecken die Erwerbung montenegrinischer und nordadriatischer Küstengebiete plane, der Schwiegervater des Königs Viktor Emanuel im Stiche gelassen hat, läßt sich ein recht interessanter Schluß ziehen. Die Einladung zur Hilfeleistung in Ägypten, Kleinasien, Gallipoli und Saloniki lehnte die römische Regierung mit dem Hinweis, daß das Gelingen dieser Unternehmungen teils aussichtslos sei, teils

lehteres sich bewahrheitete, so möchte man vermuten, daß der Plan bestände, von Süden her die Oesterreicher anzugreifen und aus Montenegro hinauszukücheln, was jedoch kaum denkbar ist, nachdem Nikita um Friedensverhandlungen gebeten hat. Die Annahme, daß er dies zu dem Zwecke getan habe, um den Transport italienischer Hilfezeit zu verschaffen, wäre geradezu absurd. Es wäre eine famose Strategie: zu einer Aktion erst dann zu schreiten, nachdem man den letzten Verbündeten, der dabei zu haben war, hat zugrunde gehen lassen. Sie hätte jedoch einen herrlichen Präzedenzfall in dem Verhalten der Entente, welches schließlich zum Saloniki-Unternehmen führte.

Die Niederwerfung Montenegros hat aber nicht nur Oesterreich-Ungarns Interessen gefördert, sondern auch die Gesamtlage zugunsten der Mittelmächte erheblich verbessert. Denn ein großer Teil der Streitkräfte, welche bisher in den Schwarzen Bergen kämpfte, wird nun bald zu anderweiter Verwendung freigegeben sein, so daß es im Winter oder im Frühjahr Saloniki oder Jassy.

Der Weltkrieg.

Vom Balkan-Kriegsschauplatz. Zur Kapitulation Montenegros.

Ist Nikita doch „umgefallen“?

Bezüglich des Abbruchs der Friedensverhandlungen durch Montenegro liegt ein amtliches Dokument in bindender Form auch heute noch nicht vor. Unterdessen kommen mehrere Meldungen über einen „Umfall“ des Königs von Montenegro.

Die „Idea Nazionale“ will aus San Giovanni di Medua telegraphisch erfahren haben, der unerwartete Handreich Montenegros sei auf die Ankunft französischer Truppen aus Skutari unter dem Oberbefehl des Generals Martinowitsch zurückzuführen. Dieser sei der Führer der antioesterreichischen Strömung und habe den König Nikita gezwungen, den Kurs zu ändern.

Londoner Blätter melden: Nikits Sonderfriede erregte große Unzufriedenheit in seinem Heere. General Martinowitsch übernahm die Führung der Unzufriedenheit, die weiterkämpfen wollen und, falls dies nicht mehr unter eigener Führung möglich sei, in den letzten Reihen den Kampf wieder aufzunehmen wünschten.

Der „Kön. Volksztg.“ zufolge sind die italienischen Nachrichten über die Zurückziehung aller Angabote durch König Nikita mindestens stark übertrieben. Nikita scheint, daß in den Verhandlungen Störungen eingetreten waren, sowie, daß ein Teil der montenegrinischen Armee sich weigerte, die Waffen niederzulegen. Die Friedensverhandlungen gehen aber weiter.

Die Entwaffnung Montenegros schreitet langsam fort. Während ein Teil der montenegrinischen Truppen die Ablieferung der Waffen begonnen hat, scheint ein anderer Teil der Montenegriner von der Notwendigkeit der Kapitulation noch nicht vollkommen überzeugt zu sein. Daß sie trachten, sich dem Gebot der Ablieferung der Waffen zu entziehen, zumal die Waffen ihnen zugleich Schmuck abzeichen ihrer Würde und oft genug fast die einzigen Besitz sind, liegt in der Eigenart dieses Volkes. So wird die allgemeine Durchführung der Entwaffnung nicht zuletzt auch wegen der im Winter besonders kümmerlichen Verhältnisse wohl noch einige Zeit in Anspruch nehmen.

Aus Skutari wird gemeldet, daß

König Nikita eine Denkschrift verfaßt hat, in der er die Gründe anführt, die ihn zur Waffenentziehung veranlaßt haben. Die Schrift, die heftige Vorwürfe gegen

den Bivierverband enthält, soll vor allem den Verdacht des Verrats von vornherein entkräften und ist vornehmlich zum Privatgebrauch der Mitglieder des künftigen Hofes bestimmt.

Neuer meldet aus Rom: Der montenegrinische Ministerpräsident gab der Hofkapelle Anstoß, daß das tragische Ende Montenegros die Kisten zum Schwere bringen werde, die bekanntlich das Montenegro schon längere Zeit mit Oesterreich heimlich verhandelt habe.

Die montenegrinischen Damen nach Lyon.

Die „Agenzia Stefani“ meldet, daß der König und die Königin von Italien die Königin von Montenegro und die beiden montenegrinischen Prinzessinnen bei ihrem Ankomst in Rom auf dem Bahnhof empfangen haben und auch zur Verabschiedung erschienen waren. Königin Jelena gab den montenegrinischen Damen auf ihrer Fahrt nach Lyon eine Strecke weit das Geleit.

Ins Wasser gefallene italienische Hilfe.

Der „Secolo“ erzählt, daß Ende 1914, also vor der italienischen Kriegserklärung an Oesterreich in Italien der Plan bestand, Montenegro mit 20 000 Mann italienischer Freiwilligen zu unterstützen. Es hatten sich bereits freiwillige in dieser Anzahl gemeldet. Sie sollten sich in Frankreich sammeln und von da mittels französischer und englischer Schiffe nach Antivari gebracht werden. Sie sollten den linken Flügel des montenegrinischen Heeres bilden und Cattaro von der See aus angreifen. Obgleich wichtige Persönlichkeiten aus dem Heere und der Flotte diesen Plan unterstützten, der schließlich Montenegro gerettet haben würde und vielleicht auch den ganzen Balkanfeldzug eine andere Wendung hätte geben können, scheiterten die weiteren diesbezüglichen Unterhandlungen an dem Willen Italiens, neutral bleiben zu wollen.

Der neue Kampfplatz an der griechischen Grenze.

Griechenlands Protest und neue Truppenlandungen.

Der Sofioter „As Si“ Berichterstatter teilt eine Athener Meldung mit, wonach der griechische Minister des Äußeren gegen die Landung in Haleroon bei den englischen und französischen Geleandeten protestierte. Er erklärte, daß, wenn die gelandeten Truppen binnen sechs Stunden nicht zurückgezogen würden, die griechische Armee dem Befehl erhalten werde, bewaffnet aufzutreten. Nach dieser Mitteilung hielten die beiden Geleanden eine Konferenz ab und beschloßen die Zurückführung der gelandeten Truppen. Vor Wiederentscheidung durchsuchten die Engländer und Franzosen den Hafen, um sich zu überzeugen, ob ein Stützpunkt für Uferboote vorhanden sei. Der Abzug der englischen und französischen Truppen ist für Griechenland noch keine genügende Garantie, da es befürchten muß, daß sich solche Fälle wiederholen und das Ansehen Griechenlands vernichten. Deshalb fordert Griechenland von England und Frankreich eine Äußerung über ihre künftigen Handlungen. Angeblich will die Regierung auch die Garantie fordern, daß die Entente außer Saloniki keinen anderen Hafen mit Besatzung besetzt und das Kriegsgebiet nicht auf das Innere des Landes ausdehnt.

Aus Athen wird nach der „Frankfurter Zeitung“ von Reuters Bureau gemeldet, daß die Truppen der Verbündeten auf Mytilene gelandet sind.

Eine Unterredung von größter Wichtigkeit?

Der französische und der englische Geleanden haben gestern mit dem Vizepräsidenten Etaludis eine lange Unterredung gehabt, der die Abendblätter große Wichtigkeit zuschreiben.

Die Lage in Rumänien.

Des Großfürsten Boris vergebliche Mission.

Der „Reiter Lloyd“ erzählt aus Bukarest: Der russische Großfürst Boris habe, wie man jetzt erfährt, nichts erreicht, was er auch in Rumänien anstrebe. Allerdings gab es in der russischen Gesellschaft einige Wohlwollensbezeugungen, aber der König, zuerst auf der Jagd,



der erlitten hat, und bekennt, daß bei derselben nur die ganze Dauer des Krieges fortdauern werden.

In den letzten Tagen trat eine Zeitungsmeldung auf, wonach sich Italien doch entschlossen habe, größere Truppenmassen nach Albanien zu schicken. Wenn